

FELDPOSTBRIEFE

DUISBURGER SOLDATEN

27. Juli 1941.

. . . . Was soll ich Ihnen aus dem Sowjetparadies schreiben? Die Verhältnisse lassen sich einfach nicht schildern. Hatte ich von den französischen Verhältnissen schon die Nase voll, so würde ein Vergleich zwischen diesen beiden Ländern einen Unterschied wie Himmel und Hölle bedeuten, wobei die Bezeichnung Hölle für die Sowjets immer noch gelinde wäre. Einen Vergleich zwischen Deutschland und Rußland anzustellen hieße — ich übertreibe wirklich nicht — sich am Vaterlande versündigen. In Litauen, wo wir zunächst einrückten, atmete die Bevölkerung auf, als wir kamen. In jedem Dorf befanden sich Familien, von denen Angehörige nach Sibirien „umgesiedelt“ worden sind. Meist waren es wohlhabende Bauern oder Leute, die sich früher politisch betätigt hatten. Dann kamen wir durch das frühere Polen. Hier sah man schon deutlicher die Arbeit zweijähriger sowjetischer Tätigkeit. Die Kirchen waren geschlossen. Die Äcker lagen zu einem Drittel brach, das Volk war verschüchtert. Dazu hatten natürlich auch die „Umsiedler“ eifrig gewirkt. Und dann kamen wir ins altrussische Reich. Hier fanden wir die Krönung sowjetischer „Kultur- und Aufbauarbeit“. Die Dörfer verwahrlost, die Äcker vielfach brach, aus den Häusern jedwedes religiöse Zeichen verbannt, die Kirchen in Scheunen und Lagerräume und in den Städten in Kinos und Spielsäle umgewandelt. Die Bauern, die von Natur aus tiefreligiös sind, holen jetzt ihre Heiligenbilder, die sie 25 Jahre in Scheunen und auf Heuböden verborgen hatten, wieder hervor und hängen sie reich geschmückt in ihren Wohnungen wieder auf. Wenn man einem Bauern sagt, er sei Bolschewik, bekrenzt er sich und versucht Stalin und bringt mit der Gebärde des Halsabschneidens seinen Haß gegenüber dem Sowjetregime zum Ausdruck. Man kann's dem Bauern nicht verargen, er hat sein ganzes Besitztum dem Staat abgeben müssen und arbeitet nur noch für die Kollektive. Die Verarmung ist so groß, daß die früheren Besitzer großer Güter heute buchstäblich in Lumpen herumlaufen. Wenn er ein Hemd oder einen Rock haben will, dann muß er das Leinen dazu aus selbst angebautem Flachs selbst weben. Den Dörfern merkt man vielfach früheren Wohlstand an. Heute ist jedoch alles zerfallen und verkommen. Wenn ein deutscher Soldat eine Konserven- oder Ölhardinenbüchse wegwirft, dann sammeln die Dorfbewohner sie auf. Ich habe mir anfangs diese Sammelwut nicht erklären können, bis ich dann später feststellte, daß diese Blechbüchsen von den Leuten als Eßgeschirr, Teller, Milchtopf, Tasse oder als sonst irgendein Küchengerät benutzt werden. Und dies ist nicht etwa in Dörfern der Fall, die vom Krieg heimgesucht worden sind. Es sind Dörfer, die vom Krieg nichts gehört und gesehen haben. Rund 300 Kilometer sind wir jetzt von der deutschen Reichsgrenze aus marschiert, und wenn ich Ihnen sage, daß ich bis heute noch nicht einen einzigen Obstbaum oder Beerenstrauch, abgesehen von Wald- oder Walderdbeeren, gesehen habe, dann werden Sie es vielleicht nicht verstehen und glauben können. Aber es ist in der Tat so. Wer die Verhältnisse nicht mit eigenen Augen gesehen hat, der kann's einfach nicht glauben. Jedermann, der noch irgendwelche kommunistischen Regungen verspüren sollte, müßte sich vier Wochen den Betrieb hier ansehen. Er wäre Zeit seines Lebens kuriert. Daß ein System sich so lange halten konnte, ist nur aus den riesigen Weiten zu erklären, wo die Menschen absolut keine Verbindung untereinander haben, und aus der brutalen Diktatur, mit der hier geknechtet worden ist. Das russische Landvolk ist völlig apatisch und keiner Begeisterung mehr fähig. Es ist willenlos. — Die Schilderung der Straßen- und Wegeverhältnisse will ich mir ersparen. Die Truppe kämpft nicht nur gegen den Feind „Rote Armee“, sondern auch in mindestens gleich großem Maße gegen den Feind „Weg“. Und wenn's der Heimat hier in Rußland nicht schnell genug geht, und wenn der DAW-Bericht mal dünn aussieht, dann sollen sich die großen Strategen mal die Landkarte zur Hand nehmen, die riesigen Entfernungen messen und als Weg sich einen riesigen Sand- und Staubstreifen vorstellen. Vielleicht werden sie dann einsichtig.

Norwegen, 17. Juni 1941.

Nach mehrmonatigem Aufenthalt im südlichen Teile Norwegens sind wir nunmehr nördlich des Polarkreises gelandet. Wir hatten eine wunderbare Fahrt, teils mit der Eisenbahn, teils mit dem Schiff. Die Fahrt mit dem Schiff verlief ohne jede Störung. Vom bösen Feind war nichts zu sehen.

Die Gegend, in der wir jetzt unser Quartier aufgeschlagen haben, ist sehr einsam. Das Dorf besteht aus 15 bis 20 Häusern, die im Umkreise von vier bis fünf Kilometer verstreut zwischen Wäldern und Bergen liegen. Weit und breit keine größere Ortschaft oder gar eine Stadt, die mit Theater, Kino oder Gaststätte den Soldaten ein wenig Abwechslung bieten könnte. Hier gibt es nur Wald, Wasser und Berge.

Wir befinden uns im Land der Mitternachtssonne. Es will uns gar nicht in den Kopf, daß wir noch bei „hellem Tage“ zu Bett gehen müssen. Aber vergeblich warten wir Abend für Abend darauf, daß es dunkel wird. Es wird noch einige Zeit vergehen, bis wir uns daran gewöhnt haben.

2. Juni 1941.

Wir halten einsame Wacht im Norden. Berge und Wasser sind unser Reich. Möven, Enten, Eidervögel und Laucher sind hier zu Hause.

Die menschlichen Siedlungen sind seltener geworden. Es findet sich nicht viel nutzbarer Boden. Seine Bearbeitung ist mühsam, die Erträge sind klein, denn die Vegetationszeit ist kurz, der Winter lang und kalt.

Einsame Fischerhäuser sind oft zu finden. Ihre Bauweise ist schlicht, ihre Einrichtung einfach, gleich wie die Menschen, die sie bewohnen. Deren Leben ist hart. Alles was leben will, muß hart werden in dieser Umwelt, die dem Leben wenig freundlich gesonnen ist. —

Es ist Juni, und noch hat der Winter sich nicht verabschiedet. Vor 14 Tagen brauste noch tagelang ein Schneesturm um unser Haus. Dann war es einige Tage warm. Jetzt steht das junge Leben, das die Sonne in diesen Tagen geweckt, frierend im kalten Nord, während wir uns gerne an den wärmenden Kamin zurückziehen.

Wir haben es früher so oft gesungen: „... uns geht die Sonne nicht unter“. Das ist jetzt buchstäblich wahr geworden. Zur Zeit sinkt die Sonne nicht mehr unter den Horizont. Es ist immer gleichmäßig hell.

Das gewohnte Zeitgefühl geht dabei verloren. Essens- und Schlafenszeiten kann man nur noch nach der Uhr feststellen. (Hunger gibt es bei der reichhaltigen Verpflegung nicht.) Verdunkelungseinrichtungen sind z. Bt. überflüssig.

Von der sogenannten „Welt“ sind wir weit entfernt. Theater, Kino, Kaffees, „Aneipen“, teilw. elektr. Licht, W. C. usw. sind mir nur noch Erinnerungen. Der Radioapparat ist hier von unschätzbarem Wert.

In der Freizeit wird gerudert und geangelt (wir haben schon ganz anständige Kameraden ans Land gezogen). Motorbootfahrten durch die einsame Inselwelt des Nordens gehören zu unseren schönsten Erlebnissen. Ich gehe sehr gerne auf die Wildentenjagd; das Schießen auf Renntiere und Elche — die es hier auch geben soll — ist verboten.

Vom „Ende der Welt“ (wir haben den Auftrag, an der Stelle, wo sie mit Brettern zugenagelt ist, die durch die Rückwand hindurch gekommenen Nägel krumm zu schlagen) Ihnen allen herzliche Grüße.

13. September 1941.

Als wir Mitte Juni hier im hohen Norden ankamen, waren die Tage sehr lang. Nacht wollte es überhaupt nicht werden. Zuerst konnten wir uns an das Schlafen in der Helligkeit überhaupt nicht gewöhnen. Auch die Leute hier schienen keinen Schlaf nötig zu haben. Noch um Mitternacht standen sie vor ihren Häusern und plauderten, während die Kinder in ihren praktischen Spielanzügen auf den Straßen spielten. Doch nach einiger Zeit spürten wir, daß wir einen derartig angespannten Zustand auf die Dauer nicht aushalten konnten; wir waren durchschnittlich 18 Stunden am Tag auf den Beinen. So wurde die Nacht wieder zur Nacht, wenn sie auch taghell war. Bald kamen wir dahinter,

daß auch die Norweger schlafen — und zwar um die Mittagszeit. Hier im hohen Norden ist man um diese Zeit müder als um Mitternacht.

Hier fällt viel Regen, aber für die Landschaft ist das kein Segen wie bei uns. Wasser und Felsen sind überreich vorhanden, sonst aber ist alles spärlich. Dafür haben wir die schönsten Naturschauspiele: Zwei, drei Regenbogen in unbeschreiblich bunten Farben, die über den Fjord von Fels zu Fels gespannt sind. Hier habe ich auch zum ersten Male den Vollregenbogen gesehen, wie man ihn sonst nur vom Flugzeug aus beobachten kann. Und eines Tages war auch das große Wunder dieses Landes da: die Mitternachtssonne. Hinter kleinen Regenwolken stand der rote Ball über dem Horizont, ohne ins Meer zu sinken.

Dieses Jahr ist der Sommer hier sehr plötzlich abgetreten. Es ist kalt und ungemütlich geworden. Der Himmel hat sich zugezogen, und tiefe Wolken hängen über dem Meer. Schwere Schauer prasseln unbarmherzig hernieder, und der Wind segt mit Sturmstärke 8 und 9 über unsere Insel dahin. Es wird nicht lange mehr dauern, und das ganze Land wird mit einem dichten weißen Mantel bedeckt sein.

In der letzten Zeit versuchten die Engländer krampfhaft, mit ihren Flugzeugen die Geleitzüge zu stören und die Flugplätze an der norwegischen Küste zu bombardieren. In unserem Abschnitt sind sie immer noch mit blutigen Köpfen wieder abgezogen.

, den 17. Oktober 1941.

Ich empfang gestern den Feldpostbrief in der arktischen Tundra, jener unbefiedelten, lebensfeindlichen Eismeerlandschaft, die nun schon seit einem Vierteljahr unsere Heimat ist. Das auf hunderte von Kilometern sich immer in gleicher Form bietende Landschaftsbild ist mit wenigen Worten umrissen: Mäßig hohe Berge mit riesigen Felsblöcken und ausgesprochenem Hochgebirgscharakter, dazwischen Seen und grundlose Sümpfe. Die Vegetation ist äußerst spärlich, Bäume gibt es fast nicht. In dieser Gegend tobte seit Anfang Juli ein harter Kampf. Die Russen sind im Juli und August weit in ihr Land hineingetrieben worden. Im September wurden beide Fronten durch den plötzlich hereinbrechenden Winter überrascht, der seitdem der schärfste Feind beider Gegner ist. Dieser Schnee liegt seit Anfang Oktober. Schneidende Winde wehen von der nahen Eismeerküste herüber. Die Kälte zwang uns, unsere Unterstände immer tiefer in die Erde hineinzugraben. In diesen Schafspelzen gehen wir einher, während man in der rheinischen Heimat die Weinlese feiert. Die Tageshelligkeit nimmt sehr schnell ab. Aber den Nachthimmel geistern die Strahlen des Nordlichts.

Es wird in Deutschland wenig glaubhaft klingen, wenn ich erzähle, daß wir noch im Juli in kaum 1000 Meter Höhe Ski gelaufen sind.

Die meisten Kameraden hier oben haben seit beinahe 2 Jahren fast nichts als Eis und Schnee gesehen. Nach dem strengen Winter in Polen 1939/40 erlebten sie den norwegischen Feldzug in strenger Kälte. Nach wenigen warmen Tagen begann der endlose norwegische Winter mit seiner bedrückenden Dunkelheit. Als er zu weichen begann, ging es in die Tundra, wo der Winter sozusagen zu Hause ist.

Es ist schier unglaublich, was unsere tapferen Ostmärker hier geleistet haben. Der deutsche Stamm, der zuletzt ins Reich heim fand, ist zugleich der treueste und opferwilligste.

den 30. Oktober 1941.

Des Amtes für Erzieher freundliche Grüße zu meinem Geburtstag erwidere ich mit meinem herzlichen Dank und mit den besten Grüßen. Ihr Gedenken brachte mir viel Freude und heimatliche Wärme in den hartgefrorenen und eisigen Erdbunker, in dem ich nun schon seit Wochen lebe. Und so ist es überhaupt mit jedem Gruß, der mich aus der Heimat erreicht. Insbesondere bin ich mit meinen Kameraden wöchentlich in Erwartung auf „Das Reich“, das mir vom Amt freundlicherweise zugesandt wird. Mit seinen immer anregenden Artikeln gibt es für mehrere Tage Lesestoff, und zwar für meinen ganzen Zug. So sind ich und noch viele Soldaten dem Amt dankbar für die uns geschenkte geistige Nahrung, für die wir trotz des ständigen Einsatzes immer Zeit finden — ja, andere

Zeitschriften wie Illustrierte und dgl. werden dann liegen gelassen — und ohne die wir hier nicht leben können. Dieser Hunger unserer Soldaten nach guter geistiger Nahrung wie ich ihn immer feststelle, ist ein Zeichen für die hohe Stufe ihrer Kulturbedürfnisse. Daß diese Bedürfnisse auch hier bestehen, beweist, wie sehr sie zum deutschen Menschen gehören. Hier im bolschewistisch-barbarischen Rußland empfindet man den krassen Unterschied in erhöhtem Maße.

Das Soldatenglück war mir bisher hold — so oft der Kampf auch immer wieder entbrannte. Nun sind wichtige Entscheidungen hier im Osten gefallen. Noch geht der Kampf weiter, trotz Schnee und Kälte, bis die bolschewistische Pest ausgerottet ist. Dieses Ende sehnen wir alle herbei, darum den Helm festgeschnallt, bis der Endsieg errungen ist.

den 2. II. 1941.

Auch wir am Kanal liegen nicht auf der faulen Haut. Das beweist jeder Gang an der Küste entlang. Daß sich die weißen Ringe an den Abwehrgeschützen ständig mehren, ist ja auch der Heimat bekannt, die sich darauf verlassen kann, daß der Tommy, wenn er wirklich eines Tages den Versuch machen sollte, über den Kanal zu kommen, um zu „entlasten“, sehr herzlich begrüßt werden wird. Die Aufgaben, die uns bei der Vorbereitung dafür gestellt sind, lassen keinen Augenblick den Gedanken aufkommen, daß wir uns zu schämen hätten, nicht auch an der „Front“ zu sein. Denn auch hier ist Front!

den 26. Dezember 1941.

Ich will Euch erzählen, wie wir das schönste der deutschen Feste im kalten Osten feierten. Mit Weihnachtsurlaub war nicht mehr zu rechnen. Die Eisenbahn hatte wichtigere Aufgaben zu erfüllen. So mag in manchen Herzen die Frage aufgetaucht sein: Wie wirst Du über die Stunden hinwegkommen, in denen Deine Frau, Deine Kinder in den Zauber des Lichterbaumes treu?

Ein rechter Soldat muß auch solcher Gedanken Herr werden. Es geht nicht um ihn. Jeder weiß es heute, warum er an seinem Platz seine Pflicht zu erfüllen hat. — Eine Weihnachtsfeier mußte es werden, die trotz großer Entfernung von der Heimat das Gefühl des Verbundenseins mit allen Lieben wachrufen konnte.

Ein großer Raum in einem ehemaligen Herrenhaus, das ganz in der Nähe unserer Unterkunft liegt, wurde für geeignet befunden. Zwar waren die Fenster mit Blech und Sperrholz vernagelt. Vor der großen Türe, die einst zum Park hinausführte, stand eine dicke Eisdicke. Fachleute und findige Köpfe wissen auch hier Rat. Nach der Abdichtung wurde die Tür und ein Teil der Wand mit Drahtgeflecht bespannt. Lannenzweig auf Lannenzweig wurde von emsigen Händen in die Maschen gesteckt. So entstand ein grüner Wandbehang, der von dem helleren Grün des Wacholders eingerahmt wurde. Das nach oben aufsteigende Viereck der Türen war der rechte Platz für das Bild des Führers. Zwei lange schmale Fahnen bedeckten zu beiden Seiten die schadhafte Wand, die ebenfalls mit Lannengrün bekränzt war. Ringsherum an den anderen Wänden waren in verschwenderischer Fülle Lannenbäume und Lannengrün angebracht. Mit Pferden und Schlitten der benachbarten ostmärkischen Einheit hatten wir die Bäume aus dem tiefverschneiten Winterwald herangebracht. Der schönste der Bäume wurde mit selbstgebasteltem Weihnachtsschmuck ausgestattet.

Ein sternklarer Himmel wölbte sich über dem Land am finnischen Meerbusen. Unter den Schritten knarrte der Schnee. Im Raum war es angenehm warm. Zwei große weiße Kachelöfen verbreiteten seit Tagen die Wärme. Als die Kameraden Platz genommen hatten, begann die Feierstunde mit dem Lied: „Hohe Nacht der klaren Sterne“. Noch brannten nur wenige Kerzen auf den Tischen. Das Gedicht: „Nun laßt es stille werden in den Herzen“ leitete über zu der Ansprache des Einheitsführers. Im Gedenken an unsere im Einsatz gebliebenen Kameraden flammten die ersten Kerzen am Baume auf. Bei allen weiteren wurde der Gefallenen, der Heimat, unserer Frauen und Kinder, unseres Volkes und seines großen Führers gedacht. Auf schlichten Holzleuchtern strahlten dann auch die Kerzen auf den Tischen. „Flamme empor“! sang der kleine Chor. Lieder und Gedichte ließen echte Weihnachtsstimmung über uns kommen.

Dann aber waren alle wieder vergnügt. Der Koch reichte Speise und Trank. Und schon erschien, freudig begrüßt, der Weihnachtsmann. Jedem der Männer hatte er ein Verslein zu sagen. Aber Fleiß und Exere, aber auch über kleine Fehler und Schwächen wußte er Bescheid. Die Kompaniemutter hatte an jeden gedacht. Backwerk, Apfel, Wein und sogar Schokolade wurden verteilt. Keiner wurde vergessen. Im Geiste echter Kameradschaft vergingen die Stunden. Wir hatten einen Weihnachtsabend erlebt, den wir in unserer Erinnerung nicht missen möchten.

den 28. Dezember 1941.

Seit meinem Urlaub ist nun schon wieder fast ein Monat vergangen. Als ich die Hälfte erreicht hatte, ging es mit der herrlichen Zeit rasend schnell zu Ende. Das ist überhaupt das einzige notwendige Übel beim Urlaub, daß sein Beginn schon das unvermeidliche Ende in sich birgt. So sehr die weite hindernisreiche Heimfahrt freudige Erregtheit und erwartungsvolle Spannung ansloßte, so sehr trug die Rückfahrt in die trostlose, in Schnee und Eis erstarrte Weite des russischen Raumes die Merkmale der Interesselosigkeit und wohl auch zuweilen des Schwermuts. Das sage ich als Soldat ganz ehrlich, und — nicht wahr — dessen braucht sich ein Ostfronturlauber nach der Wiederentdeckung seiner privaten Sphäre in einem herrlich verlebten Heimaturlaub auch gar nicht zu schämen. Doch heute ist diese Stimmung schon längst wieder in der Anspannung eiserner Pflichterfüllung und im Erlebnis bewährter Frontkameradschaft vergessen, heute erfreut mich die Erinnerung an die schöne Urlaubszeit.

Aber die letzte Strecke der Rückfahrt trug mich die brave Jn 52 durch einen eisigen Nordost. Eigentlich war es kein Tragen mehr. Denn der schwere Vogel wurde in der herrschenden Luftmassenströmung wüst geworfen, und uns rüttelte es wild durcheinander. Dabei krebsten wir in 100 Meter. Ich muß schon sagen, dieser Empfang im Osten war wenig freundlich. Die Weihnachtsfesttage verlebte ich zwischen anstrengendem Dienst und im stillen Gedenken an meine Lieben daheim. Nur gut, daß nach dem gerade überwundenen Urlaubsende die fortwährende soldatische Bereitschaft und die Anstrengungen des 10—12stündigen Tag- und Nachdienstes Geist und Gemüt straff an der Randare hielten. Zum Teufel auch! Nun habe ich das überstanden! Es geht mir wieder ausgezeichnet.

In einigen Tagen treten wir in den neuen Jahreskreis. So wie ich diesen Winter mehr und mehr als eine Zeit besonderer Bewährung des deutschen Volkes im Rahmen seiner militärisch-politischen und ernährungswirtschaftlichen Anstrengungen erkenne, so glaube ich fast, wird nach dieser harten Bewährung das Jahr 1942 endgültig über unser zukünftiges Schicksal entscheiden. Dem deutschen Volk kann es nur dienlich sein, wenn es nicht durch einen einzigen Siegesrausch zum Frieden gelangt. Ich wähne, es wird dadurch härter, verbissener, zäher im Anshalten. Es ist das Sein oder Nichtsein, das alle anderen Entscheidungen voran jedem einzelnen Volksgenossen jetzt mehr denn je klar werden muß. Jeder hat sich hier zu entscheiden, auch der letzte Drückeberger und Niesmacher, und — psychologisch gesehen — können dabei gelegentliche Rückschläge eine zwingendere, wenn auch schwerere Voraussetzung sein, als das Bewußtsein und die Gewißheit bürgerlicher Geborgenheit. Hier trennt sich die Spreu endgültig vom Weizen.

den 15. Januar 1942.

Seit Anfang Dezember bin ich reisender Soldat geworden. Nach einem Sonderauftrag für Serbien und Kroatien erhielt ich meine Marschordre nach Rußland. Dort habe ich einen weiten Raum die Kreuz und Quer im Auto bereist. Die Meisterschaft der Ukraine im Geländefahren habe ich dabei so nebenbei erworben. Es ist einfach für unsere Begriffe undorstellbar, was in Rußland so als Hauptverkehrsstraße angesprochen wird. Man hat Glück, wenn man neben der „Straße“ fahren kann. Demgemäß sind sie auch 200—300 Meter breit. Platz ist genug da. Der Boden muß jedes Bauernherz entzücken. Tiefer, schwarzer, fetter Boden, der auf Ewigkeiten keine Düngung braucht. Noch nicht ein Zehntel der gewaltigen Fläche ist bebaut. Bewundernswert sind die deutschen Sonderführer (Bauern), die bereits überall eingesetzt sind. Einzeln oder zu zweien sitzen

diese Männer ohne sonstigen Schutz in den ukrainischen Dörfern und Kolchofen und organisieren die Landwirtschaft. Eine Riesearbeit, und dazu teilweise gefährlich. Russisches Elend und sonst allerlei habe ich im Arbeiterparadies gesehen.

den 18. Januar 1942.

Auf unserer einsamen, sturmtostigen Insel ist manchmal mehr oder weniger viel los. Es heißt daher für uns, ständig einsatzbereit zu sein. Wissen wir doch nie, wann sich von dem nebligen Ozean her, besonders in der Dunkelheit, der Feind herannähert, und in welcher Stärke er kommt. — Auf unserer Insel wächst kein Baum, kein Strauch. Selbst frisches Trinkwasser gibt es nicht. Ständige Regen- und Schneestürme machen uns das Leben, besonders in den langen Winternächten und bei der Kälte, schwer. Aber wir wissen, daß wir auf dieser felsigen, zerklüfteten Insel nicht umsonst ausharren. Gilt es doch, unsere Lieben und unsere Heimat zu schützen. Wir sind alle bei bester Gesundheit.

den 18. Januar 1942.

Heute ist Sonntag. Ein Tag kündigt sich wie der andere mit einem morgendlichen Sandsturm an. Mittags werden wir uns aus den Zelten schälen, uns mit Seewasser waschen und die Waffen vom Sand befreien. — Wie wenig kümmern einen hier die Fragen des Wasser- und Strompreises? Hier würde jeder mit Freunden nicht nur 19 Pfg. für einen Kubikmeter Wasser zahlen, sondern das Hundertfache! Nur ein Beispiel: Der nächste Brunnen (sprich Wasserloch) ist 90 Klm. weit entfernt. Um 600 Liter Wasser zu holen, braucht ein LKW. mit Wasseranhänger also 180 Klm. Fahrt. Dieses Wasser muß erst abgekocht und in Kaffee (allerdings reinen Bohnenkaffee!) verwandelt werden, um genießbar und keimfrei zu sein. Die Verpflegung ist aber schwer in Ordnung. Fett und Fleisch, Schokolade und Brot gibt es übergenug. Nur das Trinken!

Die Gegend kann man so beschreiben: Längs der Küste läuft ein Streifen riesiger Wanderdünen, an denen die starke Brandung sich totläuft. Kurz danach tritt die Steinvüste mit ihrer rotbraunen Farbe hervor. Sie ist anfänglich noch mit einigem Dornesträuch besetzt, verliert aber auch bald diese Abwechslung. Der Kampf dreht sich um die einzige Autostraße, die die Küstenstädte verbindet. Alles schaut vertrauensvoll auf Papa Rommel, und bald wird es hier wohl wieder vorwärtsgehen.

den 28. Januar 1942.

Seit dem 27. Dezember 1941 waren wir wieder auf dem Vormarsch. In der letzten Woche legten wir 250 Klm. zurück. Unübersichtbare Landstrecken sind zu überwinden, ehe wieder ein Dorf oder eine Stadt zu sehen ist. Kein Baum, kein Strauch schützt uns vor den Schneestürmen. Keine Sekunde kann man auf einem Fleck verweilen, oder die Füße verfrühen. Bis jetzt habe ich noch Glück gehabt, nur meine Nase hat der Frost gepackt. Aber ich will nicht klagen, auch in der Heimat gibt es manche Entbehrungen. Allerdings werdet ihr dort nicht von Linsen geplagt, hinter denen wir ständig Jagd machen müssen.

Wir haben nun hier unser Winterquartier bezogen. Die Panzershützen sind zwar verkauft, aber man hat wenigstens eine warme Unterkunft. Die roten „Katas“ besuchen uns häufig und feuern mit ihren Bordwaffen auf den einzelnen Soldaten oder einzelne Pferde. Aber sie treffen überhaupt nicht, und sobald sie Zunder bekommen, hauen sie ab. Gestern holte einer unserer Jäger gleich beim ersten Schuß eine herunter.

Nach dem Kriege wird es hier wohl noch viel Arbeit geben, dieses muß neu aufgebaut werden, denn der Russe hat alles zerstört. Keine Schule ist heil geblieben, kein Stall der großen Kolchofen, keine Fabrik und Zechen. Mit den Partisanen, die im Hinterland Zerstörungen anrichten, wird kurzer Prozeß gemacht. Für die Bekämpfung dieses Gesindels ist reichlich gesorgt.

den 3. Februar 1942.

Im tiefsten russischen Winter hat mir die Feldpost einen Brief von Euch, Kameraden, gebracht. Es liegt in einem solchen Päckchen soviel Heimat drin, daß man wieder aufatmen und sagen kann, es gibt doch etwas Tieferes, das uns miteinander verbindet. Da

wir jetzt Winterstellung bezogen haben, uns für neue Laten zu stärken, kommen auch wir einmal in den Genuß, uns der Heimat mehr zu widmen. Was die Heimat mit der Woll- und Pelzsammlung geleistet hat, haben wir in einer Wochenschau gesehen. Es ist ja enorm, was das zusammen gekommen ist, weil alles an einem Strick zog.

den 8. Februar 1942.

Als wir nach langer Fahrt auf deutschem Boden aufwachten, da schabten wir die dicke Eisschicht von den Fensterscheiben, um wieder Kultur zu erblicken. Welch ein Aufatmen ging durch den Wagen! Heimat, o Heimat, wie bist du so einzig.

den 9. Februar 1942.

In unserem vorletzten Standort, einer ukrainischen Mittelstadt, hatten wir es noch gut. Hühner, Enten und Gänse gab es noch billig, wir haben manches Abendessen hingezaubert, das sich sehen lassen konnte. Damit ist es allerdings seit geraumer Zeit vorbei, denn jetzt haben die „Hen-Leutnants“ (ein Rosenname für die Landwirtschafts-Condorführer) scharf den Daumen drauf, damit die Substanz erhalten bleibt. Immerhin, es hat uns prächtig geschmeckt, und es konnte den Genuß auch nicht beeinträchtigen, daß manchmal das elektrische Licht ausblieb, weil draußen ein LKW. einen Lichtmast gestreift hatte.

den 31. März 1942.

Von großen Heldentaten kann ich nicht berichten. Man hat sich überall da, wo man hingestellt war, nach besten Kräften eingesetzt. Die Anerkennung ist nicht ausgeblieben: Spange zum EK. II und I, Vorschlag zum Sturmabzeichen und Ernennung zum Abteilungscommandeur. Mit unseren schweren und leichten Flakgeschützen haben wir 15 Flugzeuge und im Erdsitz etwa 50 Panzer, viele Bunker und Feldstellungen erledigt. Ein kleines Panzererlebnis sei hier erzählt: 17. 10. 41. 40 Kilometer vor Moskau. — Panzergefahr! In der Nacht gehe ich mit zwei schweren Geschützen in Stellung, 100 Meter hinterm Infanterieposten an einem Waldrand, dicht an der großen Rollbahn, links Wald und Buschgelände, rechts der Straße freies Feld, etwa 1 Kilometer rechts vorwärts ein Dorf, auf das es die Russen abgesehen hatten. Gegen 17 Uhr feindlicher Panzer auf einer Waldschneise links der Rollbahn durch. Eine wilde Schießerei, Motorengeräusch und Gebrüll „Panzer!“ ist zu hören, zu sehen ist nichts. Im Wald und Sumpfgelände haben die Stahlkolosse keinerlei Widerstand, aber auch keine Bewegungsmöglichkeit. Die Situation ist für beide Teile nicht geheuer. Alle Panzer kehren um und rollen zurück. Der Führerpanzer, ein stattlicher 52-Tonner, schlägt sich bis zur Rollbahn, weit hinter unserem Rücken, durch, überquert sie und kommt auf unserer Straßenseite zurück. Das Motorengeräusch kommt näher und näher, er sieht uns nicht, wir sehen ihn nicht. Da ist er durchs Strauchwerk zu erkennen. Alles steht fieberhaft am Geschütz. Der Richtkanonier, ein ruhiger Obergefreiter, richtet das Geräusch an. Da — 10 Meter neben dem Geschütz — braust der Stahlriesen vorbei. Die Entfernung wird größer, 20, 30, 40 Meter, nun ist es Zeit, wenn das Ziel auch noch so dicht, Bäume und Strauchwerk noch so hinderlich. Schuß! Schuß! und noch viermal Schuß. Da, beim sechsten Schuß, hält der Kerl, oder muß er halten? Infanteristen und ein Teil der Bedienung umringen den Panzer, er rührt sich nicht. Die Turmglocke geht hoch, ein Körper und eine Maschinepistole werden sichtbar. „Pang!“ da hat er eins von einem Infanteristen bekommen. Ein Oberleutnant (verwundet) und 4 Mann entsteigen dem Panzer und werden sofort zum Verhör zur Division gebracht. Die Zurückbleibenden umarmen, beglückwünschen sich und führen einen Indianertanz auf. Der dritte Akt des Dramas ist beendet. Nun kommt die fachkundige Untersuchung des Panzers. Der Motor war beschädigt worden und versagte den Dienst. Unzählige Einschlagstellen von Pak- und Infanteriegeschossen waren am ganzen Panzer. Sie konnten ihm alle nichts anhaben. Das schwere Flakgeschütz schaffte es spielend. Am nächsten Tage schloß derselbe Richtkanonier noch drei solcher Panzer bei einem Angriff auf das Dorf ab und konnte sein Panzerabschußkonto auf 14 setzen.

Nach unseren letzten Angriffen wurden wir herausgezogen, um zur Neuformierung nach Deutschland zu kommen. Alle Beschwerlichkeiten eines 400-Kilometer-Marsches in Schnee und Eis haben wir freudig ertragen. Vor dem Verladen hieß es: „Kehrt marsch! Einsatz!“ Gut, daß zartbesaitete Seelen nicht in unserer Nähe waren.

Nun schützen wir lebenswichtige Nachschubwege und Brücken gegen Bombenangriffe und Sprengungen durch Partisanen und durchgebrochene russische Truppen. Es ist ein furchtbarer, mit unglaublicher Roheit geführter Bandenkrieg. Nur ein Satan kann solche Kriegsmethoden aushecken und die armen verblendeten Menschen zu solcher scheußlichen Kampfweise aufpeitschen und verheizen. Wir aber wollen hier aushalten bis zur Ablösung oder zum nochmaligen und letzten Vorwärtstürmen.

den 4. April 1942.

Seit etwa 10 Wochen befinde ich mich auf einer Insel irgendwo an Norwegens Küste. Wir halten Wache gegen England. Vor uns liegt das offene Meer. Links und rechts blicken wir, durch mehr oder weniger breite Fjorde oder Gunde von uns getrennt, hinüber zu den Nachbarinseln, und hinter uns, etwa 50 Kilometer entfernt, irgendwo im Dunst liegt das Festland. Unsere Insel ist ungefähr 3 zu 4 Kilometer groß und von ca. 300 Menschen bewohnt. Ihren Erwerb finden sie fast ausnahmslos im Fischfang. Sonst könnte die Insel sie auch nicht nähren. Sie bietet nur Steine und Felsen. Kaum, daß einige Wacholderbüsche und Heidelkraut dazwischen kärglich vegetieren. Nach Frühling und Ostern sieht es bei uns noch nicht aus. Wir haben noch immer Frost und Schnee. Aber womit sollte sich ein solches Eiland auch öfterlich schmücken?

Nichtsdestotrotz, der Frühling kommt auch hierher, mag es auch einige Wochen später sein als in unserer schönen Heimat.

den 12. April 1942.

Die Quartiere für den Winter sind längst verlassen. Er war hart und forderte von unseren Männern enorme Leistungen. Man hoffte auf das Tauwetter und infolge der Undurchdringlichkeit der Sümpfe auf eine vorübergehende Abschwächung der schweren Kämpfe. In Massen und mit den schwersten Maschinen versuchte der Sowjet uns zu überrennen. Doch darüber gaben ja die Berichte Bescheid.

Die Schmelzperiode hat nun begonnen und schafft eine neue Lage. Überall bilden sich große und tiefe Wasserflächen, die vom neuen Schneefall überdeckt werden. Ahnungslos stolpert man bis zu den Knieen hinein. Pferd und Wagen versinken in einem Graben, der am Tage zuvor noch nicht war. Neue, zweckdienliche Transportmittel werden entworfen und mit Hochdruck gebaut. Die „festen Straßen“ bedeckt hoher Schlamm, bald werden sie grundlos sein. Endlose Knüppeldämme werden sie festigen. Dazu sind große Mengen Holz in winterlicher Vorbereitungszeit geschlagen und zurechtgelegt. Alle Kräfte spannen sich ein. Man muß und will durch; und es wird gelingen.

Zur Zeit quartiere ich in einer Schule und habe Glück gehabt. Noch sind wir nicht ausgemacht und vorläufig von Beschuß und Bombenwurf verschont. Das fördert die Arbeit. Auf dem Speicher habe ich Werkstätten eingerichtet und in angrenzenden Schuppen lasse ich die Kraftfahrzeuge für den späteren Einsatz überholen. Die Schule ist ein Steinbau, der einzige der Umgebung und der erste, den ich in Rußland bezog. Die Möbel, die wir brauchten, haben wir uns selbst gezimmert, die Bilder an den Wänden selbst gemalt. Sogar ein Sessel wurde aus dem Material einer alten Matratze gepolstert. Alles atmet deutschen Geist, einmal losgelöst vom russischen Beigeschmack. Einige Tage läßt es sich hier noch aushalten, dann verlegt sich der Betrieb wieder an einen anderen Ort.

den 24. April 1942.

Die Aufgaben jedes Soldaten, auch hier am Atlantik, werden von Tag zu Tag wichtiger, durch die weitgehende Beanspruchung aller Männer und die Erweiterung des Küstenschutzes auch größer. Dabei erfreuen wir uns steigender Erfolge, die unsere Soldaten, die so lange nicht zum Schuß kamen, mit Selbstbewußtsein erfüllen. Die Bombardierung der Heimat ist die Nahrung für den Haß, den man bei den Männern spürt,

und auch die anderen Opfer, die sie und die Heimat bringen, sind der Nährboden für Kampfstimmung und Einsatzbereitschaft. Sollte mit dem neuen Vormarsch im Osten hier etwas eintreten, so wird das für uns keine Überraschung sein, es ist hier alles getan, um allen Einbruchversuchen zu begegnen.

den 9. März 1942.

In einem kleinen und elenden Dörfchen, ganz verlassen in der unendlich weiten Fläche südrussischer Steppen, erreichte mich Ihr schöner Heimatkalender. Man kann als Duisburger stolz auf seine Heimatstadt sein, denn von den vielen Kameraden hat keiner bisher etwas Ähnliches erhalten.

Ende November vorigen Jahres wurde ich von meiner alten Einheit zur Dolmetscherschule Berlin versetzt. Als ich dort die Prüfung bestanden hatte, hatte ich einige Tage Zeit, die vorhergegangenen fünf Monate Krieg in Rußland zu vergessen. Aber schon bald wurde ich als Sonderführer wieder eingesetzt, und zwar als Dolmetscher bei einer ausländischen Freiwilligen-Legion im Osten. Ich fühle mich unter diesen Leuten, die noch vor 2 Jahren unsere Feinde waren, sehr wohl. Vor einigen Tagen hat der Verband sich im Kampfe so bewährt, daß der Wehrmachtsbericht es erwähnte. Die Legionäre gehören fast zu 100 Prozent der Neg.-Partei an, der belgischen Form des Nationalsozialismus. Der Führer Leon Degrelle, der sich ebenfalls hier im Osten befindet, ist ein sehr guter Kamerad und tapferer Soldat.

Im September 1941.

Als Führer einer Sondereinheit fand ich in den hartumkämpften Gebieten Nordrußlands wenig Ruhe, heimatlichen Gedanken nachzuhängen. Bisweilen, in den einsamen Nächten, wenn die lauende Gefahr heimtückischer Partisanenüberfälle gebannt schien, wenn kein Gefechtslärm der vordersten Linie die Stille jäh durchbrach, kein flackernder Glutschein das Werk der Vernichtung an schwarzen, tief hängenden Wolken kündete, konnte es geschehen, daß ich mit meinen Gedanken und Gefühlen in der Heimat weilte — bei meiner Familie, in der Schule, bei meinem Beruf.

Leider reichte die kurze Zeit meines Aufenthaltes in Königsberg um Pfingsten nicht aus, diesen Mittelpunkt preußischer Kultur- und Geisteserschaffens auch nur flüchtig kennenzulernen. Königsberg glich zu der Zeit einem einzigen Heerlager. Eine stattliche Zahl Regierungsräte und Wetterdienstinspektoren fand sich dort ein. Wir waren erfüllt von dem ahnungsvollen, aufregenden Gefühl, das große Ereignisse instinktiv anzukündigen pflegt. Zu ernstern Gedanken war diese Zeit nicht geeignet. Um so besser gelangen uns Zerstreuung und Frohsinn draußen in den sonnigen Ostseebädern Rauschen und Granz oder bei heiteren und ersten Exkursionen durch Königsberg selbst, die denn meistens im „Blutgericht“ endeten.

Zu zwei Wed.-Insp. wurden wir als erste abberufen. Kurze Zeit später übernahm ich meine Sondereinheit. Da wir vor erstmalig gestellten Aufgaben standen, nutzten wir die Zeit bis zum Losschlagen gründlich mit Einsatzübungen. Auf dem Feldflughafen einer Heeresaufklärungsstaffel standen wir bereit. Am Vorabend des 22. Juni trat die gesamte Staffel an. Die verhaltene Stimmung der letzten Tage steigerte sich in eine schier unerträgliche Spannung. Der Staffellokapitän verlas die Proklamation des Führers an seine Soldaten der Ostfront. Spontan löste sich nun bei allen die Spannung und machte einer freudigen Erregung Platz. Mit einem Schlage verstummte das große Rätselraten. Die Entscheidung war gefallen. Sechs Stunden trennten uns noch von der Eröffnung der Kampfhandlungen. Um 3,05 Uhr war alles auf den Beinen. Dampf rollte der erste Donner der deutschen Geschütze über das friedliche ostpreußische Land. Die deutsche Wehrmacht war angetreten, dem Führer die militärische Ebene für eine politische und wirtschaftliche Neuordnung auch des ostpreußischen Raumes gegen Verrat, Erpressung und Verbrechen des jüdischen Bolschewismus zu erkämpfen. Der Feind, der uns gegenüber stand, war uns nicht fremd. Das Ausmaß seiner Jahrzehnte langen Verheerung im russischen Volk selbst konnten wir dorerst nur ahnen. Aber uns war klar, daß seine Führung, erfüllt von einem fanatischen Vernichtungswillen gegen alle europäische Kultur und Zivilisation, sich seit 1917 planmäßig auf die Weltrevolution vorbereitet und nichts unterlassen

hatte, um sich das Werkzeug dazu, eine schlagkräftige Armee, Luftwaffe und Marine zu schaffen. Das baltische Land, alter deutscher Kulturboden, war bereits dem roten Terror ausgeliefert. Von hier aus versuchte er die Bolschewisierung des Ostraumes zu einer Zeit, da Deutschland sich im Westen in schwersten Kämpfen zu bewähren hatte.

Der erste Zusammenstoß unserer Truppen mit diesem Gegner war so wuchtig, daß die grenznahen Kämpfe gleich ein immerfort scharfes und ungestümes Nachdrängen wurden. Viele der gewaltigen, sowjetischen Grenzbefestigungswerke waren noch nicht fertiggestellt. So schnell vollzog sich der Vormarsch unserer Truppen, daß die Staffel mit ihrem Troß der vordersten Linie beim besten Willen zunächst nur in größerem Abstand folgen konnte. In ununterbrochenem Einsatz tasteten die Junker unsere pausenlosen Beobachtungen an die befohlene Dienststelle. Der Einsatz unserer Luftwaffe hing nicht unwesentlich davon ab. Die Ablösung war wegen der äußersten Begrenzung unseres Mannschafstands sehr knapp bemessen. Von Müdigkeit war aber trotzdem wenig zu spüren. Selten erlebte ich einsatzfreudigere Kampfbegeisterung.

Auf dem ersten Feldflugplatz in Litauen kam es zu kurzen Gefechten mit versprengten Feindkräften. Sie hielten sich im Dickicht der riesigen Wälder und der unwegsamem Sumpfsgebiete verborgen. Aus diesem Hinterhalt überfielen sie einzeln fahrende Fahrzeuge oder kleine deutsche Trupps. Eines Tages erschien ein litauischer Bauer und verriet uns den Aufenthalt einer Bande, die ihn bedroht und beraubt hatte und sich offenbar in einer Scheune versteckt hielt, um von dort aus unter dem Schutze der Dunkelheit weitere Verbrechen zu begehen. In der Frühe machte sich ein „Rollkommando“ auf den Weg. Die Gehöfte wurden systematisch durchsucht. Als wir von dem Dachboden eines Hauses gerade in den angrenzenden Raum zu ebener Erde vordringen wollten, knallte es dort wie toll. Schnell in Deckung! Die Burschen hatten uns also bemerkt, aber nicht erspäht, denn in ihrer Aufregung schossen sie planlos und wild in die Gegend. Aus guter Deckung wurde das Versteck mit Handgranaten gründlich ausgeräuchert. Viel blieb von der Bande nicht übrig. Ein anderes Mal gelang es, zwei der hinterlistigen Burschen noch im Schlaf zu überraschen. Bis an die Zähne bewaffnet schnarchten die zerlumpten Kerle traumberloren im frischen Heu. Leider fehlte mir da eine Kamera. Zu gerne hätte ich das maßlose Entsetzen in diesen Verbrechergesichtern im Bilde festgehalten. Einer der Kerle versuchte trotz vorgehaltener Pistole im Aufstehen noch einen raschen Griff nach seiner Knarre. Doch die Treffsicherheit und Wucht eines deutschen Kommissstiefels belehrte ihn eines besseren. Die Aussagen dieser Gefangenen offenbarten mit erschütternder Klarheit ihre grenzenlose Angst vor der deutschen Gefangennahme. Das war das Werk jahrzehntelanger Zersetzung und Verhexung des russischen Volkes durch den jüdischen Bolschewismus. Wir waren gewarnt.

Ein ungewöhnlich lästiger und schier unbezwingbarer Gegner trat uns bei unseren häufigen und weiten Verlegungen auf den Straßen entgegen. Allein, trotz Staub, Schlaglöchern und gesprengter Brücken wuchteten auch unsere schwersten Lastzüge bis dicht an die vordersten Linien heran. Unser Trupp schloß sich bei den Verlegungen stets dem Vorkommando der Staffel an. Da es nur aus den notwendigsten Fahrzeugen zusammengestellt wurde, waren wir auf der überbeanspruchten staubigen „Rollbahn“ beweglicher. Außerdem gelangten wir ein bis zwei Tage eher an die befohlene Stelle. Unsere Meldungen entsprachen daher wenigstens für eine Zeit den Beobachtungen in vorderster Linie. In pausenlosem Wechsel zwischen stationärer Beobachtungstätigkeit und eiligen Vorverlegungen erlebten wir den unerhört siegreichen Vormarsch unserer Armee durch Litauen und Lettland.

Riga erreichten wir nach 10 Tagen. Noch rauchten und schwelten die Trümmer der Stadtteile diesseits und jenseits der Düna, noch sperrten ausgebrannte Panzer und Kraftwagen, Berge von Munition und Ausrüstungsgegenständen aller Art Straßeneinfahrten und Bürgersteige, und schon drängten endlose Kolonnen Infanterie und Artillerie, Panzerjäger und Flak, Pioniere und Schwadronen über die einzige Pontonbrücke nach Osten, die die sowjetischen Truppen zu ihrem fluchtartigen Rückzug über die Düna benutzten, dann sprengten und die unsere Pioniere in kühnem Einsatz wieder herstellten. Aus allen Rich-

tungen des Kampfes und Vormarsches einschwenkend, — es trafen sich hier die Vormarschstraßen über Schaulen und Libau — hatten sich die Einheiten zu doppelreihigen Kolonnen eingegliedert, um die Düna an dieser Stelle zu überqueren. Den ganzen Vormittag hatten wir versucht, mit unserem Wagen in den gegenüberliegenden Stadtteil zu gelangen. Unser Stromerzeuger mußte repariert werden. Es war völlig zwecklos, eine ganze Armee setzte hier über. Es gelang mir schließlich, zu Fuß das andere Ufer zu erreichen und die Ersatzteile zu beschaffen. Überall war bereits der lettische Ordnung- und Hilfsdienst eingesetzt. In den engen Gassen der Altstadt sah es wüst aus. Hier hatten sich die Roten bis zum äußersten verteidigt. Der historische bedeutsame Marktplatz mit seinen alten Zeugen deutscher Baukunst und hanseatischen Fleißes — allen voran die Petrikirche und das Schwarzhäupterhaus — war ein Trümmerhaufen. Hier mußte das zurückgebliebene Jügendesindel unter der Aufsicht des bewaffneten lettischen Hilfsdienstes die traurigen Schandmale des fanatischen Vernichtungswillens ihrer Gesinnungsgenossen im Schweiß ihres arbeitscheuen Körpers beseitigen. Die Gemühtung darüber konnte aber das schmerzliche Gefühl über den Verlust dieser Kulturwerte nur wenig mildern. Erst ein Rundgang durch den völlig unbeschädigten Teil des neuen Riga mit seinen gepflegten Parkanlagen und sauberen Straßen, vorbei am Dpernhaus und dem Rigaer Sender, zum großen grünen Platz in der Stadtmittle mit dem blumen- und fahnen geschmückten Freiheitsdenkmal brachte mich auf andere Gedanken. Wie oft mögen die heimattreuen Letten in der Zeit sowjetischer Knechtschaft und jüdisch-bolschewistischen Terrors ihren Blick voll Sehnsucht an dem schlanken Sockel dieses Denkmals hinauf auf die überlebensgroße sternhebende Frauengestalt gerichtet haben!! Jetzt hatte sich ihre heiße Sehnsucht erfüllt. Aus den Gesichtern der lettischen Bevölkerung — wo immer sie an den Vormarschstraßen unsere Truppen mit wehenden Fahnen, leuchtenden Blumen und Erfrischungen als ihre Befreier begrüßten — konnte man die Überzeugung lesen: Dieser Krieg ist ein Kreuzzug gegen ein menschenunwürdiges System, ein Befreiungskampf für europäische Kultur und Zivilisation. Wie tief und ehrlich empfunden ihre Überzeugung war, geht aus dem „Bekennnis eines lettischen Arztes“ in der „Deutschen Zeitung im Ostland“ hervor. Er schreibt u. a.: „So schnell wie möglich sollten wir versuchen, uns in die geistige Haltung und in die weltanschauliche Ausrichtung des nationalsozialistischen Deutschlands zu vertiefen und aus der engen Zusammenarbeit mit den Deutschen ihre Denkungsweise zu lernen, um damit die Berechtigung zu erzielen, in weltanschaulicher, sozialer und kultureller Hinsicht neben oder mit ihnen bestehen zu können. — Wie es die Deutschen haben immer wieder erfahren müssen, daß die Erreichung großer Ziele nicht ohne Opfer möglich ist, so müssen auch wir unsere Mitarbeit und gemeinsame Sache unter Beweis stellen durch unsere Opfer. Es wird sich durch die Kriegslage nicht vermeiden lassen, daß eine größere Einschränkung in bezug auf den eigenen Bedarf einem jeden von uns auferlegt werden muß und daß das große Führerwort „Gemeinnutz geht vor Eigennutz“, welches jedem Deutschen im Laufe der Zeit zu einer Selbstverständlichkeit geworden ist, auch bei uns Wurzeln schlagen muß, wenn es im Einzelfalle auch mal hart erscheinen mag. In der Darbringung persönlicher Opfer liegt ein großer Teil des Sieges, wie es uns Deutschland gezeigt hat.

Volksgenossen! Für uns gibt es keine Kompromisse mehr; unser Weg ist klar vorgezeichnet: Nur an der Seite des großdeutschen Volkes können wir bestehen und leben!

In unserem Herzen gibt es nur ein Gebot, und im ganzen Volke brennt nur ein Wille: Ein baldiger Sieg unserer Befreier und damit ein großes geordnetes Europa! Wir wollen auch heute wieder dem alten lettischen Wahlspruch huldigen, für unsere Freunde zu leben oder für sie zu sterben. Bereit müssen wir sein, wenn auch uns der Führer des Großdeutschen Volkes ruft, bereit sein, für unsere Idee das Leben einzusetzen und aus Dankbarkeit gegenüber Adolf Hitler, unserem Befreier und dem Garant unserer Existenz.“

Längst hatten wir Riga hinter uns gelassen. Quer durch Lettland und Südostland führte uns der Vormarsch in das alte Gebiet der Sowjetunion. Aber immer noch tobte in den dunklen Wäldern und Sümpfen des Baltenlandes ein erbitterter Kampf gegen die Banditen, jene versprengten, stark bewaffneten Schützengruppen, die ihre Rettung

im hinterhältigen Kleinkrieg suchten. Das unvergängliche Vermächtnis, das der Bolschewismus und seine rote Armee in den baltischen Ländern hinterlassen hatte, offenbarte sich uns in Rußland erst in erschütternder, nie geahnter Klarheit: Völlig verwahrloste, ausgeraubte Geschäfte, brachliegendes Land, sinnlos abgeholzte Wälder, mittelalterliche Verkehrsverhältnisse, Arbeitslosigkeit, Erpressung, Not, Vernichtung — ein maßlos armes, reichloses, geknechtetes und gequältes Volk!

Als wir die sowjetische Grenze überfuhrten, hätte es der alten Grenzpfähle wirklich nicht bedurft, um uns zu sagen: Hier beginnt das eigentliche Sowjet-Paradies. Schlagartig änderte sich der Zustand der Straßen, änderte sich das ganze Landschaftsbild. Wenn vorher in Ostland noch Bauernfleiß und Bauernkultur überall sichtbar waren, hier schaute man über weites, graugrünes Sdland. Einzelne verwahrloste Gehöfte und Siedlungen konnten das Anklitz dieser trostlosen Weite nur noch verdüstern.

Weiter ging es in nördlicher Richtung. Anfangs rumpelten unsere Fahrzeuge über eiligst hergerichtete Knüppeldämme. Aber wieso oft rückten wir auch hier den Pionieren und den prächtigen Burschen vom Arbeitsdienst zu früh auf die Pelle. Der Knüppeldamm war erst in den Anfängen fertiggestellt. Kilometerlange Strecken mußten daher ohne diese Hilfe bezwungen werden. Das war sehr, sehr zeitraubend und mühsam, denn ohne „Massenschiebung“ und Spindeln war meistens kein Durchkommen möglich. Wie oft erscholl tags und nachts der Befehl „Alle Männer nach vorn!“ Zehn, zwanzig — fünfzig Meter wurden dann bezwungen, — und schafften wir zweihundert, dreihundert Meter auf einmal, dann gab's ein wahres Freudengeheul, von ohrenbetäubendem Hupen begleitet. — Auf dem nahen Bahndamm marschierte indessen die Infanterie in endlosen Reihen nach vorne. Nachts hörte man ihren hoppelnden Gang auf den Schwellen und das Geklapper ihres Sturmgepäcks. Wie Glühwürmchen leuchtete die Glut ihrer brennenden Zigaretten in der Dunkelheit. Wann würden sie kämpfen? — Wo? — Vorne donnerten die Geschütze, bellten die MG.'s. Der Himmel war blutrot. Am Morgen schleppten sich auf demselben Wege — und zwar in entgegengesetzter Richtung — tausende sowjetische Soldaten, zer schlagen und ermattet an uns vorbei. Ich glaube nicht, daß in diesem traurigen Haufen auch nur ein Vertreter der oft europäischen und vorderasiatischen Rassen fehlte. Vom harmlos erscheinenden, bieder lächelnden Feigling bis zum unsterblich blickenden, verschlagenen Heckenhäuschen sah ich alle Typen sowjetischer Soldateska. Mochten sie über ihr weiteres Schicksal in der sicheren Obhut deutscher Landesgeschützen nachdenken und ihren roten Kriegseinheitszeichen schlucken, — wir mußten weiter. Der Weg wurde immer grundloser. Schließlich verlagten alle mitgeführten Hilfsmittel. Die meisten Fahrzeuge saßen bis über die Achsen im Sand fest. Feierabend! — Da krochen von rückwärts schwerste Schleppmaschinen mit mächtigen Raupenkettens mühe los an uns vorbei. Verstummt war das höllische Fluchen! Diese Ungetüme mußten es schaffen — mußten uns aus unserer hoffnungslosen Lage befreien. Auf Biegen und Brechen zerrten sie die schlingernden Wagen hinter sich her. Da riß manches Zugseil, mancher armdicke Haken brach. Unserem 7-Tonner riß es dabei fast das ganze Vorder teil weg. — Das waren russische Straßen! In über 40 Stunden hatten wir ganze 80 Kilometer Weges zurückgelegt. Das waren pro Stunde nicht mehr und nicht weniger als 2 Kilometer!

Dstwärts des Peipus-Sees beschäftigte uns des öfteren die rote Luftwaffe. Ihre Plätze lagen hinter der sogenannten Stalin-Linie. Auf unserem Feldflughafen beharkte sie uns gleich in der ersten Nacht und in der Frühe mit Bomben und Bordwaffen. Da unser Horst anscheinend erkannt war, verlegten wir kurz und schlicht weiter nach vorn. Dieses Mal fuhr ich mit meinem Trupp allein voraus. Wir hatten es eilig, denn unsere Meldungen duldeten nach dem entsetzlich langsamen Transport durch die Sandwüste keine längere Unterbrechung mehr. Da bemerkte ich plötzlich, wie aus einem vor uns fahrenden Wagen die Besatzung links und rechts in Deckung sprang. Im selben Augenblick stand auch unser Wagen mit jähem Knack. „Fliegeralarm!“ — Die M. P. heraus. Die Gewehre aus den Haltern gerissen, entschert, Stahlhelm auf und in Deckung geprescht, das war das Werk von Sekunden. Da beobachtete ich aus der Deckung auch schon, wie die feindliche Maschine unsere Kameraden vor uns mit Bordwaffen angriff und dann im gedrückten Flug auf uns zuraste. Der Motor heulte dabei wild auf. Jetzt nur nicht zu früh

schießen! — Da prasselten die MG.-Garben auf die Straße und in den gegenüberliegenden Gräben. Duja! Auf kürzeste Entfernung feuerten wir wütend los. Ohne sichtbare Wirkung! — Die „J 18“, ein schwerer Jäger, wie ich erkannte, führte Splitterbomben mit. Kaum hatte ich davor gewarnt, da kurzte der Rote auch schon ein. Zweiter Angriff! Wieder drückte er seine Maschine zum Tiefangriff, dieses Mal, wie mir schien, genau auf uns zu. Aber Rümme und Korn sah ich plötzlich, wie sich ein kleines Etwas vom Flugzeug löste. „Bomben!“ Wie elektrifiziert sausten unsere Köpfe in volle Deckung. Ein infernalisches Krachen und Bersten, dazwischen MG.-Geknatter und Motorenlärm, raubten mir fast die Sinne. Der Körper preßte sich instinktiv fester an die schützende Erde. Dreckfontänen spritzten über uns weg. — Dann wurde es ruhig, in der Ferne verlor sich das Brummen des Flugzeugs. — Wir überstanden den Angriff ohne Verluste. Unsere Wagen hatten wie durch ein Wunder nur einzelne Kratzer abbekommen.

Wo immer wir durch Dörfer und Einzelsiedlungen fuhren, überall dieselben verwahrlosten Lehmhäuser, dieselben armseligen, baufälligen, ausgeplünderten Bauernkaten, und immer dasselbe Bild, wenn wir ein Dorf belegten. Anfänglich war die Siedlung wie ausgestorben. Hinter schmucklosen, verschmutzten Fensterscheiben gewahrte man höchstens ab und an mal ein bleiches Gesicht. Viele Häuser standen leer oder waren bis auf die Schornsteine und Grundmauern niedergebrannt, eine Erscheinung, die zum Teil auf einen Befehl des Generalissimus Woroschilow zurückzuführen war, wonach jeder Bewohner beim Herannahen der Deutschen sein Haus anzünden und nach Leningrad flüchten sollte. Die übergroße Mehrzahl der Bevölkerung leistete diesem Befehl keine Folge, verkroch sich in den Wäldern oder hielt sich in der verrammelten Wohnung verborgen. Besetzten wir dann das Gebiet, so überzeugten sich die Russen bald, daß deutsche Soldaten weder plünderten noch brandschatzten, sondern sich lediglich ihren militärischen Aufgaben widmeten. Dann kehrten auch die Angstlichen heim und wurden sogar recht zutraulich. Nicht selten drückten sie ihren Haß gegen den Kommunismus und gegen Stalin in Flüchen aus, wie nur der Russe sie kennt. In einem Dorf lieferte uns der Dorfälteste im Namen aller freiwillig Milch, Hühner und Eier ab, die wir gern und gut bezahlten, aber auch aus anderen freundlichen Gesten sprach ein dankbares Gefühl der Russen uns gegenüber, so zum Beispiel, wenn sich die Frauen anboten, unsere Wäsche zu waschen, wenn sie erkrankte Kameraden pflegen halfen, oder wenn sie die schlichten Gräber der deutschen Helden mit Blumen schmückten und einen Augenblick im Gebet am Grabe verharrten. Die Dörfer machten als Ganzes in ihrer regellosen, willkürlichen Anlage mit ihren unsagbar schlechten Wegen einen recht trostlosen — ja kulturlosen Eindruck. Aber inmitten dieses Tiefstandes und Zerfalls prangte denn — welch ein Hohn! — das neue Kolchoshaus, das Prunkstück sowjetischer Kollektivwirtschaft. Bei näherem Hinschauen gewahrte man häufig völlig verrostete und schadhafte Wirtschaftsgeräte, von üppigen Brenneffeln wild überwuchert, und betrat man gar dieses Wahrzeichen jüdisch-bolschewistischen Ausbeutertums, dann schreckte man zurück vor dem Unrat und dem traurigen Blick abgemagerter und un gepflegter Tiere. Eine einzige Kuh bewilligte der Staat dem Bauern, aber keinen einzigen Morgen Land. Da kamen dann die barfüßigen Weiber mit der Sichel an, stapften kurzerhand in das unweit gelegene Ackerfeld des Kolchosbetriebes hinein und säbelten, jedes an einer beliebigen Stelle, das Grünfutter für ihren kläglichen Viehbestand ab. — Zur Erntezeit sammelten sich alle rüstigen Dörfbewohner in der Frühe und gingen zur Ableistung ihres Frondienstes in das Kolchos-Getreide, jeder mit einer Handsichel ausgerüstet. Hier wurde nun nicht in gemeinsamer Front gemäht, nein, auf eine unsagbar mühsame Art und Weise säbelte jeder „seinen“ ihm zugewiesenen Streifen herunter. Da blieb dann manches Stück inmitten des abgeernteten Feldes einfach stehen. Was kümmerte das die anderen! Von echtem Gemeinschaftssinn keine Spur!

Wie mir eine Lehrerin aus Leningrad überzeugend bekundete, herrscht dort große Wohnungsnot. In der Regel hockten mehrere Familien in engsten Räumen, durch dünne Bretterwände nordürftig von einander getrennt. Der gemeinsame Küchenraum und die einzige Toilette seien dann für die meisten Bewohner nur durch die Wohnräume der übrigen zu erreichen. Streit und Denunziationen seien dabei an der Tagesordnung. Sie, die Lehrerin, bewohne ein Zimmer in der Schule. Nach Abzug ihrer monatlichen Unkosten für

Verpflegung, Wohnung, Heizung und Licht durch den Staat erübrige sie rund 20 Rubel. Ein schlechtes Kleid und ein Paar Schuhe könne sie bei sparsamster Lebenshaltung im Jahre erstehen. Besonders bevorzugt würde der Fabrikarbeiter — überhaupt jeder Arbeiter der Faust. Die „verdammten Bürgerlichen und Intellektuellen“ könnten sehen, wo sie blieben. Es sei durchaus keine Seltenheit, daß ein Arzt weniger verdiene als sein Fahrer, oder ein Universitätsprofessor weniger als jeder Straßenreiner. Sicherlich, der Fabrikarbeiter verdiene gut, aber seine Bespitzelung und Bewachung durch die politischen Kommissare seien geradezu unerträglich. Einige Minuten nach Schichtwechsel würden die Fabriktore geschlossen. Jeder Nachzügler werde dann durch die Überwachungsorgane sofort an Ort und Stelle verhaftet und mit einer Freiheitsstrafe bis zu einem Jahr bestraft. Einer ihrer Brüder schmachte augenblicklich noch im Gefängnis als politischer Gefangener, während der zweite diese Prozedur gerade vor Kriegsbeginn überstanden habe. Der russische Mensch sei eben Freiwild einiger politischer, sehr launischer und meist jüdischer Agenten, deren spitzelnde und spionierende Tätigkeit die bestbezahlte überhaupt sei. So sieht sich das sowjetische Arbeiterparadies aus der Perspektive des deutschen Frontsoldaten an. Aber das ist nur ein kleiner Ausschnitt der erschütternden Wirklichkeit! Diesen Anschauungs- und Erlebnisunterricht wünschte ich so manchen gerüchtesüchtigen Riesmachern und Melkerern in der spießbürgerlichen Geborgenheit daheim. Ich erlebte dort erschütternde Familientragödien, das Werk sowjetischen Untermenschentums. Wer die Aufrichtigkeit und Ehrhaftigkeit des estnischen Menschen wie ich kennen lernte, den ergreift das Unglück dieses Volkes. In der Stadt hatte ich eine Begegnung mit dem orthodoxen Bischof von Narwa. Dieser hohe Kirchenfürst, ein Jahr lang gehezt, verfolgt und eines Teiles seiner Priester beraubt, erzählte mir mit freudig erregter Stimme, wie sehr ihn die Erlaubnis des deutschen Ortskommandanten zum Läuten der Glocken und zum Abhalten des Gottesdienstes mit aufrichtiger Freude und tiefer Dankbarkeit erfülle und daß er nicht aufhören werde, für den Sieg der Deutschen zu beten.

Dann schloß sich der stählerne Ring der vereinigten deutschen und finnischen Truppen um das nördliche Bollwerk der bolschewistischen Machthaber. Längst sieht die Infanterie Leningrad und die See mit der Inselfestung Kronstadt. Sie zieht den Kreis um diese todgeweihte Stadt immer enger. Vergeblich versuchen die sowjetischen Küsten- und Schiffsbatterien mit wütendem Speer- und Störfeuer die tödliche Einschnürung aufzuhalten, vergeblich rennen die starkangeschlagenen bolschewistischen Divisionen und überschweren Panzer, getrieben von blinder Wut und Verzweiflung verantwortungsloser Politruks, gegen die deutsche Umklammerung an. Vergeblich! vergeblich! Der Würgegriff an der Kehle dieses düsteren Riesen löst sich nicht mehr. Seit vielen Tagen ziehen unsere Bomber und Sturzkampfbomber, von Schwärmen fliegender, pfeifender Jäger begleitet, ruhig und gelassen ihren Weg und laden ihre Bomben ab. Die Luft scheppert unter der Wucht der Detonationen, mächtige Rauchpilze stehen am nahen Horizont. Schwere und schwerste Batterien speien Tod und Vernichtung auf die feindlichen Stellungen. Unser Holzhaus zittert fast ununterbrochen, die Fenster Scheiben klirren in ihren primitiven Fassungen. Nachts ist der Himmel erhellt vom Glutschein riesiger Brände. Unzählige grelle Blitze durchzucken die Nacht. Drüben ist die Hölle los!

Monatelang standen nun unsere Divisionen hier im Norden der Front in erbittertem Kampf gegen einen verheßten und heimtückisch kämpfenden, gut gerüsteten Feind. Durch ihr unerhört schneidiges Draufgängertum und durch ihre gewaltige Stoßkraft, die weder Staub noch Hitze, Schlamm noch Regen, weder Sümpfe noch Wälder, weder Ungeziefer noch Mücken- und Schnakenplage, weder der dauernde Abwehrkampf gegen Banditen und Marodeure, noch unvorstellbar schlechte Straßen und Wege lähmen konnten, wurde dieser Gegner in unzähligen, erbitterten Einzelgefechten, in genial geleiteten und schneidig durchgeführten Umfassungsschlachten geworfen, vernichtet und die Reste seiner Armeen unaufhaltsam bis in die jetzige Umklammerung zurückgedrängt. Das sind keine Wunder! Nur der Schwache glaubt daran. Die Geschichte kennt sie nicht. Was sich hier vor der Geschichte offenbart, ist der heldische Geist, der ein neues Großdeutschland in seiner Gesamtheit beseelt und der im Führerwort: „Wer leben will, der kämpfe also!“, seinen herrlichsten Ausdruck fand.